

CHANDI WYANT  
Schritt für Schritt zurück zu mir



GOLDMANN  
Lesen erleben



CHANDI WYANT

Schritt für Schritt  
*zurück zu mir*

Wie ich auf einer Pilgerreise  
durch Italien mein inneres Leuchten  
wiederfand

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Andrea Panster

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 im Selfpublishing unter dem Titel »Return to Glow. A Pilgrimage of Transformation in Italy«.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juli 2020

© 2020 Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Originalausgabe: © 2017, Chandi Wyant

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: © borchee/E+/Getty Images

Foto Autorin: © Chandi Wyant

Lektorat: Anne Nordmann, Berlin

JG· Herstellung: cb

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-22300-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Großmutter Florence Ena Isherwood.  
Komm, wir gehen, du und ich,  
Wenn der Abend ausgestreckt ist am Himmelsstrich.<sup>1</sup>*

*Und für die Ärzte und Schwestern des Krankenhauses San  
Giovanni di Dio in Florenz, die mir das Leben gerettet haben.  
E quindi uscimmo a riveder le stelle.  
(Dann traten wir hinaus und sahn die Sterne.)<sup>2</sup>*

*Mut oder »Courage« ... bedeutet,  
die Geschichte von sich selbst zu erzählen,  
wer man ist, und zwar mit ganzem Herzen.<sup>3</sup>*

*– Brené Brown*

# Inhalt

Verirrt .....	9
Pericolo di Morte .....	11
Das orangefarbene Zimmer .....	15
Ein Minenfeld .....	22
Aus der Ferne .....	28
Die Botschaft .....	33
Ist es logisch? .....	37
Desiderata .....	44
Coraggio! .....	51
Die Kukuinuss .....	60
Mönche .....	65
Der gelbe Heilige .....	73
Unsere gemeinsame menschliche Natur .....	77
Ein Winkel in der Fremde .....	82
Ganz allein in einer fremden Stadt erwachen .....	88
Pilgerfrühstück .....	93
Loslassen .....	103
Wilde Tiere .....	112
Katz und Maus .....	121
Pflicht .....	132
Pack Up Your Troubles .....	140
Die bebende Brücke .....	148
Partisanen .....	157
Il fastidio .....	162
Am Meer .....	171
Charakterfehler .....	179
Die rarste kleine Stadt der Welt .....	191
Zum Laufen hilft nicht schnell sein .....	201
Geteilte Erinnerungen .....	209

Erziehung zur Vernunft .....	215
Weder Zufall noch Versehen .....	222
Die Prozession .....	228
Mein wahres Ich .....	235
Sprezzatura .....	245
Absolution .....	253
Ankommen .....	262
Spazieren und sinnieren .....	273
Die schönste Abtei Italiens .....	279
Quiricus, der Heilige der Fülle .....	283
Wenn nun ich euch die Füße gewaschen habe .....	290
Die Gruselherberge .....	297
Ave Maria .....	305
Vinum est bonum .....	312
Eingesperrt .....	317
Ahninnen .....	324
Hingabe .....	333
Testimonium .....	337
Das innere Leuchten .....	343
Dank und die Entstehungsgeschichte dieses Buches .....	346
Anmerkungen .....	350

## Verirrt

Ich humple beidbeinig – sofern das überhaupt möglich ist – durch sonnenverbrannte Weizenfelder irgendwo südlich von Siena.

Ich bin allein und habe mich verlaufen.

Die Sonne brennt vom Himmel, und meine Glieder fühlen sich an, als würden sie darunter zerrieben wie Basilikumblätter unter einem steinernen Stößel. Staubige Reifenspuren durchziehen die dürren Felder. Spitze Steine drücken sich in meine Füße, und ich ärgere mich, dass ich die Trailsschuhe anstelle der Wanderschuhe mit den festeren Sohlen mitgenommen habe. Mein Rücken presst sich glitschig vom Schweiß gegen das Polster des Rucksacks, und meine Füße schmerzen so sehr, dass ich die Zähne zusammenbeiße.

In der Ferne taucht ein Bauernhof auf und lässt vermuten, dass der nächste Abschnitt grüner und schattiger wird. Am Hof verläuft sich der Weg. Ich trete von einem Fuß auf den anderen, um die Schmerzen zu lindern, und überlege, in welche Richtung ich gehen soll.

Motorgeräusche lenken meinen Blick auf ein Feld, wo mich ein Mann auf einem Traktor heranwinkt. Als ich näher komme, ruft er: »*Devi tornare indietro!*« (Du musst zurückgehen.)

»*Ma quanto indietro?*«, rufe ich zurück. (Aber wie weit?)

»Die Markierung ist falsch! Kehr um!«, höre ich ihn auf Italienisch rufen, während er den Traktor in die Erdschollen steuert und davonrumpelt.

Langsam gehe ich durch die staubigen Reifenspuren zu den dürren Feldern zurück. Ich finde eine schattige Stelle, so groß wie ein Taschentuch, nehme den Rucksack ab und setze mich darauf. Ich lasse den Kopf sinken. Alles ist still, als seien in der sengenden Hitze sogar Grillen und Vögel verstummt.

Ich bin seit zwanzig Tagen allein unterwegs, habe den Apennin durchquert, toskanische Hügel erklommen und bin an befahrenen Schnellstraßen entlangmarschiert. Aber verirrt hatte ich mich bis jetzt nie.

Dass ich mich verirrt habe, ist auch der Grund, weshalb ich nun durch mein Lieblingsland pilgere. Im Jahr zuvor hatten mir eine überraschend schmerzhaft Scheidung und eine plötzliche traumatische Erkrankung den Boden unter den Füßen weggerissen. Nach diesen Strapazen war ich körperlich und emotional in einem so schlechten Zustand, dass ich fürchtete, mein inneres Leuchten sei für immer erloschen.

Ich hebe den Kopf aus den Händen. Die stummen, dünnen Felder bieten mir keine Lösung.

Ich darf nicht scheitern. Wenn ich jetzt scheitere, werde ich mein inneres Leuchten nie wiederfinden.

Diese Wallfahrt ist ein Versprechen an mich selbst. *Un voto*, ein Gelübde.

Langsam stehe ich auf, wuchte den Rucksack auf den Rücken und gehe den Weg zurück, den ich gekommen bin. Meine Beine fühlen sich an, als könnten sie das Gewicht meines Körpers nicht tragen. Der Schweiß droht, mir in die Augen zu laufen, und ich bleibe stehen, um Spuren auf dem Boden zu betrachten – die winzigen Abdrücke von Mäusen. Dann entdecke ich Traktorfurchen auf einem Hügel über mir und mache mich auf den Weg dorthin. Bestimmt führen sie irgendwann zu einem Bauernhof. Ich bin erleichtert, dass ich mich für eine Richtung entschieden habe, komme aber nur langsam voran. »Bitte, liebe Sonne«, murmle ich, »hör auf, auf mich herunterzubrennen.«

Ich ducke mich unter meinen Hut, den Blick auf den Boden gerichtet, die Schultern eingerollt. Wenn du einen Fuß vor den anderen setzt, sage ich mir, wirst du irgendwo ankommen.

*Du wirst irgendwo ankommen.*

Ankommen. *Arrivare*. Von lateinisch *ad rīpam*, ans Ufer.

*Bin ich gerade auf dem Weg dorthin, zu einem neuen Ufer?*

## Pericolo di Morte

Der Auslöser für die Entscheidung, allein über vierhundert Kilometer von Norditalien nach Rom zu wandern, war nicht die Scheidung. Der Auslöser war eine Notoperation während eines Italienurlaubs, unmittelbar bevor ich daheim in Colorado die Scheidung einreichen wollte.

Ich war Anfang vierzig, lebte seit einem Jahr in Trennung und reiste nach Italien (ein Land, das ich in den vergangenen zwanzig Jahren immer wieder besucht hatte), um dort neue Kraft zu schöpfen und mich nach der Rückkehr gefestigt und gestärkt dem Scheidungsprozess stellen zu können.

Nach zwei Tagen – ich befand mich in der Wohnung meiner Freundin Sydney in der Altstadt von Florenz – wurde mir plötzlich übel. Ich bekam Bauchschmerzen und Fieber und musste mich übergeben. Es war Sonntagmorgen, und der gerufene Arzt meinte, ich hätte mir ein Virus eingefangen. Am Montagabend lag ich in der Notaufnahme des Krankenhauses San Giovanni di Dio.

»Sie sind wach«, sagt die Anästhesistin. Durch den Schleier der Betäubung versuche ich, ihr Italienisch zu verstehen.

»Es war ...«, sagt sie und verwendet ein Wort, das mir im Gedächtnis bleibt: *bruttissima*. Grauenhaft, furchtbar schrecklich.

Was es auch war, es war *bruttissima*. Mehr weiß ich nicht. Tage vergehen, ehe ich verstehe, wie nah ich dem Tod in jenem Krankenhaus zehntausend Kilometer von zu Hause gekommen bin.

Der Anblick meines seltsam aufgetriebenen Bauchs erinnert mich an die nackte Frauengestalt aus Giotto's *Jüngstem Gericht*, die sich unter den Fängen einer blau behaarten Kreatur zusammen-

krümmt. Sie ist ein Produkt des Mittelalters, als sich die Maler noch nicht mit Anatomie beschäftigten, und ihr geblähter Bauch befindet sich dort, wo ihr Schamhügel sein sollte.

Wenn mich das, was geschehen ist, nicht umgebracht hat, werden dies vermutlich die Schmerzen tun, die ich habe. Ich reagiere darauf, indem ich mir reflexartig die Haare raufe. Wenn ich nicht gerade schlafe, tue ich tagelang nichts anderes. Wie von selbst gleiten meine Finger über meinen Schädel und suchen nach immer neuen Strähnen, um daran zu ziehen – wie wirbellose Tiere, die den Meeresboden nach Algen absuchen.

Als Sydney mich besucht, weiß ich nicht, ob ich seit zwei Stunden oder zwei Tagen im Krankenhaus bin. Ich merke, dass sie mir erzählen will, was geschehen ist, aber ich kann ihr nicht folgen.

»Eine halbe Stunde später, und Sie wären jetzt tot«, erklärt der Chirurg ein paar Tage später an meinem Bett. »Die Sache war hochakut. Einer der schlimmsten Fälle, der mir je untergekommen ist. Warum haben Sie so lange gewartet?«

Ich versuche, die Bedeutung seiner italienischen Worte zu erfassen. Eine halbe Stunde?

Mein Gehirn ähnelt einer Bowlingbahn. Seine Sätze donnern hindurch und bringen auch die restlichen Pins noch zu Fall. Sie reißen den letzten Rest von Stabilität mit sich fort, und ich ringe nach Luft.

Mit zwei Worten liefert er mir die Diagnose: »*Peritonite acuta*.«

Mein Gehirn stellt sie um. *Akute Peritonitis*. Aber nicht einmal in der eigenen Sprache ist mir der Begriff geläufig. Vielleicht ist mein Gehirn aber auch nur zu ausgelaugt vom Schmerz und den Medikamenten.

Als Pfleger Riccardo Schwierigkeiten hat, eine neue Vene für die Infusion zu finden, frage ich: »*Cos'è peritonite acuta?*«

»Sie haben echt dünne Venen!«, sagt er und versucht es nochmal. Ich atme scharf ein, schaue weg und konzentriere mich auf Lolle, eine meine Zimmergenossinnen. Jeden Abend, wenn sie anfängt herumschreien, rücken zwei Schwestern an wie Mitglieder einer Spezialeinheit und fixieren ihre Arme am Bett.

»Akute Peritonitis. Unbehandelt tödlich.« Riccardos Stakkato erinnert mich an einen Kampfsportler, der mit einem Handkantenschlag ein Brett zertrümmert. »Blinddarmdurchbruch. Entzündung des Bauchfells. Tödliche Bakterien. Sepsis.«

Aus Tagen werden Wochen. Auf meinen dünnen Armen erblühen runde blaugüne Flecken, meine Füße schwellen auf, und jeden Tag aufs Neue stellen sich bohrende Kopfschmerzen ein. Ab und zu bekomme ich einen feuchten Waschlappen, den ich stundenlang wie benommen an die Stirn drücke, während sich die Besucher meiner Zimmergenossinnen lautstark unterhalten. Nachts haben die Schwestern viel zu tun und kommen erst spät wieder, um die Bettpfanne abzuholen, die mir beim Schlafen ins Gesäß drückt.

Dann merke ich, dass mir das Atmen schwerfällt.

»Sie sind nur nervös«, sagt der Arzt.

Ich wiederhole mich zwei Tage lang.

Ein Lungenspezialist sticht mir mit einer riesigen Nadel in den Rücken und erklärt: »Sie kommen mit.«

*In den Himmel?* Beinahe spreche ich die Worte laut aus.

Mein einziger klarer Gedanke ist die Erinnerung an die Worte meiner Großmutter, als sie im Sterben lag: »Der Zug fährt ab. Komm nicht zu spät!«

Ich habe eine Lungenentzündung, vielleicht wegen der Sepsis in meiner Lunge. Es ist ein herber Rückschlag, der mir noch mehr Schmerzen beschert.

Vier Wochen nach der Operation fliege ich nach Hause. Die Fluggesellschaft United Airlines weigert sich, den Rückflug zu verschieben, obwohl der Arzt schriftlich bescheinigt, dass ich mich in *pericolo di morte* befunden habe – in Lebensgefahr. Beim Umsteigen in Chicago wartet eine Mitarbeiterin mit einem Rollstuhl auf mich. Als sie mich durch den Zoll, in den Shuttlezug zwischen den Terminals und zum Flugsteig begleitet, breche ich vor Dankbarkeit fast in Tränen aus.

In Denver warte ich mit dem Handgepäck zu meinen Füßen auf der Fluggastbrücke, während ich durch die dünne Wand die warme Luft Colorados spüre. Ich beobachte, wie die anderen Passagiere an

mir vorbeilaufen, bis nur noch das Bordpersonal übrig ist. Ich zittere wie einer dieser haarlosen Hunde und suche mit flehentlichem Blick den leeren Gang nach dem bestellten Rollstuhl ab.

Schließlich kommt auch das Bordpersonal vorbei.

»Können Sie mir helfen?«, flüstere ich einer Flugbegleiterin mit blutleeren Lippen zu.

Sie bleibt stehen und sieht mich verdutzt an.

Kraftlos deute ich auf die Tasche, die neben mir auf dem Boden steht. »Ich kann sie nicht heben.«

Sie nimmt mein Gepäck und passt ihr Tempo an meines an. Am liebsten würde ich mich auf sie stützen – auf diese Frau, die ich nicht kenne.

Ich betrachte es als Omen dafür, wie sehr ich mich werde auf Menschen verlassen müssen, die mir zu nichts verpflichtet sind. Ich bin weit weg von meiner Familie, und mir steht die Scheidung bevor.

## Das orangefarbene Zimmer

Mein Haus in Colorado steht in einer Cohousing-Siedlung. So kenne ich wenigstens die Nachbarn – das ist wichtig, weil meine gesamte Verwandtschaft in anderen Bundesstaaten lebt.

Cohousing kommt aus Dänemark. Diese Wohnform möchte das Miteinander fördern, weshalb die Häuser mit Gehwegen verbunden und die Stellplätze für die Autos etwas weiter entfernt sind. Auf dem Weg zum eigenen Haus kommt man an den Veranden der anderen vorbei, sodass man sich begegnet. Als ich aus dem Krankenhaus komme, bringen mir fünf Nachbarinnen fünf Tage lang etwas zum Abendessen.

Die Mahlzeiten sind ein Geschenk des Himmels, aber auch nach diesen fünf Tagen bin ich kaum selbstständiger. Es ist mir unangenehm, um Hilfe bitten und mich auf andere Mitglieder der Gemeinschaft verlassen zu müssen. Alle Freundinnen in der Nachbarschaft sind verheiratet, haben Kinder und wirken trotz ihres vielleicht alternativen Lebensstils ebenso eingespannt wie ihre Schwestern in den Vorstädten. Wegen der hohen Fluktuation in der Siedlung kenne ich viele Bewohner auch nicht sonderlich gut.

Die Operationswunde beginnt heftig zu schmerzen, und ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Meine Ärzte sind in Italien. In Colorado habe ich weder eine Krankenversicherung noch einen Hausarzt. Ich taste mich vorsichtig die Treppe hinunter, eine Hand auf den Bauch gepresst. Im Kühlschrank sind Möhren und Zwiebeln, die mir jemand mitgebracht hat, und im Schrank finde ich Linsen. Ich könnte eine Suppe kochen.

Ich klammere mich an die Arbeitsplatte und befehle mir durchzuatmen, während sich mein Bauch schmerzhaft zusammenkrampft.

Dann wasche ich eine Möhre und beginne, sie kleinzuschneiden. Nach ein paar Minuten geben meine Beine nach, und ich verwerfe die Idee, mir eine Suppe zu kochen.

Als ich wieder im Bett liege, rufe ich bei einigen Nachbarinnen an. Ich erreiche Sita, die mit einer Amethyst BioMat Gesundheitsmatte und einem Buch von Byron Katie vorbeikommt.

In meinem Schlafzimmer im ersten Stock staut sich die Hitze des Spätaugusts und lässt das leichte Sommerkleid an meinem Körper kleben. Ich liege seitlich eingerollt auf der Gesundheitsmatte und schaue auf Sitas sonnengebräunte Beine und ihre nackten Füße.

»Die BioMat ist in solchen Fällen echt super«, sagt Sita und justiert den Verdunstungskühler am Fenster. Nach feuchtem Stroh riechende Luft strömt auf mich zu. Sita geht direkt neben meinem Kopf in die Hocke. »Hast du schon mal von Byron Katie gehört, Chandi?«

Ich hebe den Kopf, um einen Blick auf den Titel des Buches in ihrer Hand zu werfen. *Lieben was ist* steht in goldenen Buchstaben darauf.

»Der Schmerz ist da. Leiden ist eine freiwillige Entscheidung. Sie zeigt dir, wie es geht.«<sup>4</sup> Sita legt das Buch aufs Bett, und ich lege meinen Kopf darauf. »Also, wenn es dir wieder besser geht ...«

Ich stöhne, drücke die Hand auf den Bauch, die Wange auf den glatten Umschlag des Buches und kneife die Augen zusammen.

Jemand kommt die Treppe heraufgelaufen und ruft meinen Namen. Es ist Jill vom nördlichen Fußweg.

»Chandi!«, ruft sie und eilt ins Zimmer. Ich öffne die Augen, und sage leise: »Danke.«

Jill kniet sich neben mich, und Sita sagt: »Sie hat Schmerzen, aber sie will nicht zum Arzt.«

»Hier«, sage ich und atme ein. »Der Chirurg in Italien hat gesagt, wenn es hier weh tut, könnte es ein Narbenbruch sein.«

»Sollen wir dich in die Notaufnahme bringen?«, fragt Jill besorgt.

Ich umklammere ihre Hand. »Das halte ich nicht aus. Wegen der Flashbacks. Es wäre traumatisierend.«

»Wir müssen deinen Körper von dem Trauma befreien, meine Kleine«, sagt Sita, setzt sich neben Jill und legt eine Hand auf meinen Bauch.

»Ich bin nicht versichert«, ächze ich, »und ich habe Angst vor den Kosten.«

»Würdest du ein Schmerzmittel nehmen?«, fragt Jill.

»Ja, gut.« Mit schwacher Stimme willige ich ein.

Sie bleiben eine Weile bei mir. Sita tupft Lavendelöl auf meine Fußsohlen, und Jill hilft mir beim Aufsetzen, damit ich etwas Wasser trinken und eine Schmerztablette nehmen kann.

Sita macht ständig irgendwelche Retreats und hat einen Guru. Ich halte sie für weise. Jill ist Atmosphärenwissenschaftlerin und hat eine sehr sanfte Ausstrahlung.

Ich frage sie: »Dieser Blinddarmdurchbruch in Italien ... Könnte eine Art schwärende Wunde aus meiner Ehe zu dieser inneren Explosion geführt haben?«

»Die Krankheit ist bestimmt ein Sinnbild«, erwidert Sita schnell.

»Ja, das passt.« Sie nickt entschieden.

Jill wirft ein: »Da bin ich mir nicht so sicher. Ich glaube, manche Dinge passieren einfach.«

Dann steht Sita auf. »Ich muss Abendessen für Micah machen. Er ist diese Woche in die Schule gekommen, und ich muss ihn dazu bringen, dass er Hausaufgaben macht.«

»Ich muss auch los, Chandi«, sagt Jill. »Ich muss Abendessen für Alice kochen. Wenn es dir morgen nicht besser geht, kümmere ich mich um einen Arzttermin, in Ordnung?«

Auf halber Treppe drehen sich die beiden noch einmal um und sagen, dass ich anrufen soll, wenn es schlimmer wird.

Ich hebe eine Hand und winke schwach. »Das wird schon wieder.«

Ich liege mit dem Rücken auf der Gesundheitsmatte und schaue zur Decke. Ich prüfe beide Theorien zu meinem Blinddarmdurchbruch, weiß aber nicht, mit welcher ich mich besser fühle. Ich kon-

zentriere mich auf das tiefe Blau der Decke. »Tibetischblau« hatte ich es beim Malen getauft. Die Farbe erinnerte mich an den besonderen Blauton, den ich damals mit einundzwanzig bei meiner ersten Nepalreise in einem tibetischen Tempel gesehen habe. Damals, lange vor meiner Ehe, als ich noch von innen heraus leuchtete.

Bilder vom Zustand des Hauses, als Darrell und ich es gekauft haben, schießen mir durch den Kopf: schmutzig weiße Wände, billiger Linoleumboden und Schichten von Dreck unter der Waschmaschine und dem Trockner, die in einem Schrank in der Küche untergebracht waren; stinkende Teppichböden mit Urinflecken in beiden Schlafzimmern im ersten Stock. Es hatte weder eine Veranda noch eine Terrasse gegeben. Aber ich hatte das Geld für eine Anzahlung, und dank dieses kostbaren Grundstocks musste ich mich mit dreiunddreißig Jahren nicht mehr länger an den grauenhaften Bieterkriegen für Mietwohnungen in Santa Cruz und dem Silicon Valley beteiligen.

Da wir uns in unserer Heimat kein Haus leisten können, waren Darrell und ich der Immobilienpreise wegen nach Colorado gezogen. Ich hatte etwas Eigenkapital und einen Plan für das heruntergekommene Haus.

Von dem Geld wollte ich zehntausend Dollar in neue Böden, eine Veranda, eine Terrasse, einen neuen Anstrich und den Garten investieren. Zu verlangen, dass Darrell sich irgendwie an den Kosten beteiligte, war mir nicht in den Sinn gekommen. Es war nicht wichtig. Ich fand es aufregend, unser erstes Haus zu kaufen. Ich brannte darauf, voller Freude mit ihm die Farben auszusuchen und den Garten anzulegen. Bestimmt würde bei der Arbeit am Haus das Wir-Gefühl entstehen, das ich bei der Hochzeit so vermisst hatte.

Die Schmerzen in meinem Bauch stürmen vorwärts wie der Hurrikan, den ich einst auf dem Dach eines Hauses in Playa del Carmen vom Meer auf mich habe zukommen sehen.

Inzwischen ist es dunkel. Ich drehe mich auf die Seite und frage mich, ob die warme Gesundheitsmatte irgendeine Zauberwirkung entfaltet.

*Soll ich in die Notaufnahme gehen?*

Ich sehe mich im Rollstuhl durch einen Flur fahren – einen in gleißendes Weiß getauchten, desinfizierten Flur brennender Schmerzen, mit verschwommenen Gestalten in OP-Kitteln, deren Stimmen der stumme Schrei der glühenden Eruption in meinem Körper übertönt. Ich fürchte mich mehr vor den Flashbacks, die mich in der Notaufnahme erwarten, als davor, hier allein und voller Schmerzen im Dunkeln zu liegen.

Auch den Gedanken, meine Mutter anzurufen, verwerfe ich. Sie hatte mir bereits in Italien zur Seite gestanden. Als ich dort im Krankenhaus lag, war sie nach England geflogen, um wie geplant eine traurige Aufgabe zu erledigen: ihr Elternhaus in Devon leerräumen und verkaufen. Sie war dort aufgewachsen und hatte dort gelebt, bis der Krieg ausgebrochen und sie in die Vereinigten Staaten gegangen war. Sie liebte das Haus und das Land in Devon mehr als alles auf der Welt. Aber statt nach der Ankunft in England nach Devon zu fahren, war sie weiter nach Florenz geflogen, um bei mir zu sein. Dadurch war ihr nur die Hälfte der Zeit geblieben, um das Haus auszuräumen, und sie hatte gerade erst den langen Rückflug nach Kalifornien hinter sich.

Vergiss den Anruf, denke ich. Bestimmt hat sie Jetlag, und vielleicht ist sie schon im Bett.

Ich drehe mich auf die andere Seite und beobachte, wie der Saum der durchscheinenden weißen Vorhänge auf und ab flattert. Ich weiß noch, wie ich sie aufgehängt habe. Ich hatte mich so darüber gefreut, dass ich vom Bett aus das bleiche Gesicht des Mondes durch die dünnen Vorhänge sehen konnte, wenn er nachts an den Fenstern vorüberzog.

Ich denke an meine ursprüngliche Begeisterung für die Renovierungsarbeiten in unserem Haus.

»Komm, wir machen im Baumarkt einen Kurs, wie man Laminat verlegt! Das macht bestimmt Spaß! Ich habe einen Baum für den Garten gekauft! Lass ihn uns gemeinsam pflanzen!«, sagte ich voller Elan zu meinem frischgebackenen Ehemann. Aber es war, als würde ich meine Begeisterung an eine Wand werfen und zusehen, wie sie daran zerschellt und langsam herabläuft.

Eines Sonntagmorgens fragte ich: »Was machen wir heute? Sollen wir erst die Böden verlegen oder zuerst streichen? Was meinst du?« Ich spürte, dass meine Begeisterung etwas Gezwungenes hatte.

»Müssen wir denn überhaupt etwas machen?«, fragte er zurück, zwängte sich in eine kleine Lücke auf dem Sofa und schlug ein Buch auf.

Ich fühlte mich kaltgestellt, als ob mich eine riesengroße unsichtbare Hand hochgehoben und auf einem Eisberg im nördlichen Atlantik abgesetzt hätte. Ich starrte auf die Matratze auf dem Wohnzimmerboden, wo wir schliefen, weil die Schlafzimmer unbewohnbar waren, und auf die Kisten, die sich bis auf Schulterhöhe im ganzen Zimmer stapelten. »Ich denke schon, dass wir einen Anfang machen sollten«, sagte ich leise.

Aber ich bohrte nicht weiter. Ein paar Tage später bot ich an, die nach Urin stinkenden Teppiche allein herauszureißen und alles zu streichen, wenn er sich um das Laminat kümmern würde. Er willigte ein und verlegte den Boden, doch die Lücke zwischen Laminat und Sockelleiste deckte er nie mit einem Viertelstab ab.

Unterdessen fand ich meine Begeisterung wieder. Ich würde meine orangefarbenen Wände bekommen. Diesen Wunsch hegte ich seit meiner ersten Indienreise vor zwölf Jahren. Damals war ich an der Schwelle zum Erwachsensein und voll Ehrfurcht für die Welt gewesen, und Indien hatte mich überrascht und überwältigt. Das Land hatte mich sogleich in seinen Bann gezogen, mich gefordert und gelockt, verschlungen und ausgespuckt, geschlagen und liebkost.

Orange war die Farbe der Verehrung und der Festlichkeit: der Girlanden aus Tagetes, der Gewänder des Sadhus, des *Tilaka* auf der Stirn der Gläubigen. In Varanasi, auf einem Boot auf dem Ganges, hüllte mich die Hingabe an den Feuergott Agni ein, der die Dunkelheit verbrennt und das Licht bringt. Unter dem von orangefarbenen Glutnestern erleuchteten Himmel und auf dem von orangefarbenen Blüten gesalbten Fluss dachte ich, dass sich der Glaube hier vom Glauben in meiner eigenen Kultur unterschied, wo er mir weiß und schwerelos schien wie Schleierkraut. Hier war der Glau-

be orange. Er war tief und kraftvoll wie ein Geburtskanal. Er verband die Menschen mit dem Schoß der Erde, um sie dann – feiernd und mit einer Girlande aus Tagetes geschmückt – neu zu gebären.

Das orangefarbene Zimmer sollte mich an eine Zeit erinnern, als meine Seele frohlockt hatte.

Ich wusste, dass ungebrochenes Orange den Raum erschlagen würde, daher arbeitete ich mit einer Wandlasur. Vier Tage lang lernte ich, sie mit einem Stück Stoff so zu verwischen, wie ich es an den Wänden toskanischer Landgüter gesehen hatte. Als ich fertig war, die Möbel aufgestellt und die Kerzen entzündet waren, leuchtete der Raum geradezu.

Doch jedes Mal, wenn ich in den zehn Jahren meiner Ehe die Lücke zwischen Boden und Wänden am Zimmerrand betrachtete, in der sich so leicht der Schmutz sammelte, erinnerte sie mich wie eine Narbe an das Gefühl der Enttäuschung in jenen ersten Ehe-monaten.

Ich war sicher gewesen, wenn ich mein ganzes Geld, meine ganze Begeisterung und Energie in dieses Haus steckte, um es zu einer heimeligen Zuflucht zu machen, wo unsere Ehe wachsen konnte, konnte ich nichts verkehrt machen; dann würde diese Ehe nicht scheitern.

Ich liege auf der warmen Matte und ziehe die Knie zur Brust. Meine Finger finden die Stelle zwischen Hüfte und Bauch, wo sich die Narbe befindet. Seltsam, denke ich. Wie seltsam ist doch dieser leuchtend orange Raum meines Geistes. Er ist von einer Narbe umgeben. Ist es die Narbe meiner Ehe, meiner falschen Entscheidungen? Zieht sie sich enger um mich?

Ich erinnere mich daran, dass mein Kopf auf einem Buch mit dem Titel liegt *Lieben was ist*.

Kann ich lieben, was ist?

Kann ich den Schmerz lieben?

Kann ich es lieben, dass ich kein Geld und niemanden habe, der mir wirklich nahe ist?

Kann ich meine Angst davor lieben, dass ich allein gesund werden muss?

## Ein Minenfeld

Am nächsten Morgen bringt Jill mich zu einem Arzt, der eine Computertomographie anordnet. Ich vereinbare, die Untersuchungskosten in Raten abzustottern, und Sita gibt meiner besorgten Mutter ein telefonisches Update.

Im Wartezimmer erzählt mir Jill von ihrer Eierstockoperation.

*Ich habe so etwas auch schon erlebt*, will sie mir mit ihrer Geschichte sagen, und ich drücke ihre Hand. Für einen Augenblick verschwindet mein schlechtes Gewissen, weil ich sie von ihren täglichen Pflichten abhalte.

Der Arzt, der die Aufnahmen auswertet, hat nicht viel zu sagen. »Es sieht aus, als wäre irgendetwas geplatzt. Hatten Sie schon mal Probleme mit Eierstockzysten?«

»Nein, noch nie.«

»Hm.«

»Es muss irgendwie mit der Operation zusammenhängen. Ich musste früher nach Hause fliegen, als den Ärzten in Italien lieb war. Vielleicht ist etwas ...«

»Höchstwahrscheinlich eine Zyste. Die Zyste ist jetzt weg, aber Sie sollten diese Schmerztabletten nehmen.«

Die Tabletten machen mich fix und fertig, und ich bleibe zwei Tage lang im Bett.

Mir wird klar, dass ich etwas essen muss, und ich überlege fieberhaft, wen ich anrufen soll. Sita und Jill haben wahrlich schon genug für mich getan. Ich telefoniere in der ganzen Nachbarschaft herum, und erst beim sechsten Anruf erreiche ich jemanden. Die Frau verspricht, ihren Freund zu schicken. Er taucht niemals auf.

Ich krieche ins Badezimmer, und statt warmer Mahlzeiten esse ich Nüsse. Das ist einfacher, als noch einmal ein halbes Dutzend Nummern zu wählen. Und dann schlägt die Einsamkeit zu. In den Wochen im Krankenhaus habe ich gelernt, sie zu verstehen. Das Wort »allein« ist nicht stark genug. Diese quälende Einsamkeit schabt an mir wie ein Rasiermesser.

*Das geht vorbei. Das geht vorbei.* Ununterbrochen wiederhole ich diesen Satz, weil ich loslassen und vertrauen möchte. Wie in Italien, als man mich in den Operationssaal schob. Aber die Angst und die quälende Einsamkeit rollen weiter auf mich zu.

Ich glaube nicht, dass ich sterben werde. Die Schmerzen sind nicht so schlimm wie in Italien im Krankenhaus – und das habe ich überlebt. Jetzt mobilisiere ich die letzten Reserven, balle meine kleinen Fäuste und boxe mich allein durch, weil es mir unangenehm ist, mehrmals täglich vielbeschäftigte Leute um Hilfe zu bitten. Das funktioniert wohl nur mit einem Partner oder mit Angehörigen. Ich fühle mich, als würde ich von den schlammigen Fluten eines Flusses mitgerissen, der völlig außer Kontrolle geraten ist und alles verschlingt, was ihm im Weg ist.

Ich kann nur eines tun: Ich kann mich im Bett zusammenrollen und im Geiste den Satz »Das geht vorbei, das geht vorbei« wiederholen, wie eine Psychiatriepatientin in einem katatonischen Zustand.

Eine Woche später reiche ich die Scheidung ein. Ich zwingen mich, jemanden um Beistand oder vielmehr darum zu bitten, mich zu fahren.

Eine Frau aus der Siedlung sagt, ihr wäre nicht wohl dabei: »Darrell war lange Zeit ein Mitglied unserer Gemeinschaft. Wir sind immer noch befreundet. Das wäre irgendwie komisch.«

Ich rufe Baxter an. Er lebt in der Stadt und ist unparteiisch.

»Gütiger Himmel, du bist ja nur noch Haut und Knochen«, sagt er, als er mich sieht.

Ich versuche, die Atmosphäre aufzulockern: »Du siehst auch gut aus, Bax.« Ich bin wild entschlossen, diesen Tag, diese verflixte Scheidung locker zu nehmen.

»Wäre es nicht vielleicht besser gewesen zu warten, bis es dir wieder gut geht?«, fragt Baxter, als er den Canyon Boulevard entlangfährt.

»Wie du weißt, wollten wir die Sache nach meiner Rückkehr aus Italien regeln. Wir schieben sie schon lange genug vor uns her.«

»Das ist echt hart. Es ist härter, als du denkst.«

»In Ordnung, Bax. Danke, dass du für mich da bist.«

Er hält vor dem Gericht und fragt: »Bist du bereit?«

»Ja. Bringen wir's hinter uns.«

Im Gerichtsgebäude wiederhole ich diesen Satz ununterbrochen auf dem Weg von einem Schalter zum nächsten. *Bringen wir's hinter uns*. Ich habe meine Gefühle satt. Ich will an diesem Tag nichts mehr fühlen. *Bringen wir's einfach hinter uns*.

Die ersten Wildgänse landen auf der Weide hinter meinem Haus, und ich schaffe es nicht schnell genug, wieder etwas Fleisch auf die Rippen zu bekommen, um der Kälte des Schnees im Oktober zu trotzen. Ich arbeite nicht. In den beiden Trennungsjahren hatte ich meiner Leidenschaft für die Florentiner Renaissance nachgegeben und ein Aufbaustudium absolviert. Vor der Reise nach Italien und dem Blinddarmdurchbruch hatte ich angefangen, als Lehrbeauftragte an örtlichen Colleges zu unterrichten. Aber nach der Entlassung aus dem Krankenhaus war ich zu krank, um die Seminare im Herbst zu übernehmen.

Mein Konto ist so gut wie leer. Deshalb versuche ich, die Scheidung selbst zu regeln, und lasse mich nur stundenweise von einem Anwalt beraten. Aber ich muss feststellen, dass ich für diese Aufgabe schlecht gerüstet bin. Der Papierkram überrascht mich. Die Flut der Formulare ebbt nicht ab. Sie ähnelt den Stürmen im Mai in Crested Butte, die den Frühling unter zwanzig Zentimeter Schnee begraben.

Einmal, als ich gerade den Schreibkram erledigen will, schaltet mein Gehirn einfach ab. Ich lese die kleingedruckten Sätze auf dem Formular immer wieder, aber in meinem Kopf regt sich nichts. Ich stelle mir vor, dass jemand neben mir sitzt, der gesund und stark ist

und kurzen Prozess mit den Formularen macht. Ich rufe eine Nachbarin an, die ich bislang noch nicht um Hilfe gebeten habe. Sie arbeitet in der Hightechbranche und ist weniger alternativ als die meisten anderen Mitglieder der Gemeinschaft. Sie kommt vorbei und sieht sich die Sachen an. Dann schaut sie mich an und sagt: »Du musst dich zusammenreißen.«

»Ich werde es versuchen«, erwidere ich und bemühe mich, tapfer zu klingen. Ich dachte, genau das hätte ich getan.

Ich schäme mich. Ich schäme mich dafür, dass mir der Schreibkram schwerfällt; dass mir das Leben schwerfällt.

Alles ist so schnell aus den Fugen geraten.

Eines Tages zeigt mir eine Freundin ihr neues iPhone. Sie ist die Erste in meinem Bekanntenkreis, die ein Smartphone besitzt. Ich selbst habe nur Festnetz. Sie erzählt mir auch von Facebook.

»Ich lebe voll hinter dem Mond«, sage ich.

»Schau dir das an«, sagt sie und öffnet Facebook. »Ich bin mit deinem Ex befreundet.«

»Noch ist er nicht mein Ex«, erinnere ich sie.

Sie vergrößert die Seite und gibt mir das Telefon. Ich orientiere mich und lese den Kommentar eines Mädchens, das offenbar mit ihm auf die Krankenpflegeschule geht: »Wie aufregend, dass du in Italien gelebt hast! Großartig! Erzählst du mir mehr darüber?«

»Oh.« Ich zucke innerlich zusammen und gebe das Telefon zurück.

Die Augen meiner Freundin blitzen. »Wenn du nicht gewesen wärest, wäre er nie nach Italien gekommen!«

Ich versuche, darüber hinwegzugehen. Aber eine Scheidung ähnelt dem Durchqueren eines Minenfelds. Man weiß nie, wann in unmittelbarer Nähe etwas in die Luft fliegt und man gezwungen ist, sich Schutz suchend auf den Boden zu werfen.

In diesem Moment hat es den Anschein, als stünde ich nach den vielen heroischen Versuchen, Abwechslung, Kreativität und Wärme in unsere Ehe zu bringen, zitternd und schutzlos in einem leeren grauen Raum.

Warum macht mich die Scheidung nur so zerbrechlich?

Ich werde mir Darrells Facebook-Seite nicht ansehen. Dieser Vorsatz scheint mir vernünftig, und bestimmt ist bis Weihnachten alles vorbei. Ich verziehe das Gesicht bei dem Gedanken, dass die Soldaten diesen Satz zu hören bekommen haben, als sie im August 1914 in den Krieg zogen.

Ich leihe mir Geld von meinen Eltern, um noch einmal mit dem Anwalt zu sprechen.

»In Ihrer Situation haben Sie Anspruch auf Unterhalt«, erklärt er.

»Darrell geht momentan nicht arbeiten«, erwidere ich.

»Dann eben, wenn er wieder arbeitet. Hat er normalerweise eine feste Anstellung?«

»Das ist kompliziert.«

Als ich Darrell kennenlernte, arbeitete er daran, Börsenmakler bei Shearson Lehman zu werden. Doch das war nichts für ihn. Innerhalb weniger Monate wechselte er ins Callcenter von Charles Schwab. Er ergötzte mich mit Geschäftsideen für Firmen, die er gründen wollte. Ich hatte noch nie wirklich darüber nachgedacht, ein Geschäft zu haben. Als ich jung war, hatte sich meine Vorstellung von meinen beruflichen Möglichkeiten voll und ganz auf den Lehrerberuf beschränkt.

Zu Beginn unserer Beziehung hatte Darrell mir erzählt, er würde eine Waschanlage eröffnen. Überrascht ließ ich mir sagen, dass man damit im ersten Jahr hunderttausend Dollar verdienen konnte. Das war viel mehr, als ich als Lehrerin verdienen würde, aber auch weniger erfüllend. Trotzdem war ich neugierig. Vor Darrell war ich länger mit einem Hippie zusammen gewesen. Wie ich gehört hatte, verdiente er seinen Lebensunterhalt inzwischen damit, am Strand Algen zu sammeln. Darrell hingegen schien Geschäftssinn zu haben.

Ich achtete kaum darauf, dass von der Waschanlage schon bald keine Rede mehr war. Als immer mehr Menschen das Internet nutzten, wollte Darrell eine Firma für Webentwicklung gründen. Er ließ Tausende von Postkarten drucken, um seine Dienste anzubieten.

Ich hatte immer gedacht, die Werbung in der Post würde einfach im Papierkorb landen. Aber Darrell sagte, Postwurfsendungen hät-

ten das günstigste Kosten-Nutzen-Verhältnis pro Interessent und vier Prozent der Adressaten würden darauf reagieren. Tausende von Postkarten wurden versandt, aber bis auf die Internetpräsenzen für zwei Freunde ergaben sich keine weiteren Aufträge, und Darrell verlor das Interesse. Als er mir die nächste Geschäftsidee am Küchentisch vorstellte, war ich vorsichtig.

Die Frage des Anwalts holt mich in die Gegenwart zurück: »Aber was macht er im Augenblick?«

»Er hat sich entschieden, Krankenpfleger zu werden. Inzwischen ist er zwar fertig mit der Ausbildung, hat aber noch keinen Job.«

»Hier in Colorado gibt es einen enormen Mangel an Pflegekräften. Eigentlich sollte er sofort etwas finden. Oder will er die Scheidung abwarten?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube kaum, dass wir mit Unterhaltszahlungen rechnen können«, erwidere ich.

Im November, als das Land sein Gesicht verhüllt und das Leuchten des Himmels erlischt, schwebt die Einsamkeit wie ein gespenstischer Dauergast durch mein kaltes Haus. Für viele der üblichen Aktivitäten fehlt mir die körperliche Kraft. Ich gehe zwar jeden Sonntag zu den Treffen einer Selbsthilfegruppe für Geschiedene, aber mit dem Tanzunterricht habe ich noch nicht wieder begonnen. Das ist ein Problem.

»Tanzen ist sehr wichtig, um die Trauer aus dem Körper zu verbannen«, erklärt mir meine Schwester am Telefon. Sie hat früher einmal in einem Ensemble für Modern Dance in New York getanzt.

»Ich weiß. Und nicht nur das. Es ist für mich auch eine der wichtigsten Möglichkeiten, Freude zu erleben.«

»Du könntest ja einfach hingehen, dich auf den Boden legen und die Atmosphäre in dich aufsaugen.«

»Ja, das könnte ich.«

Ich nehme mir vor, den Rest des Tages folgende Affirmation zu wiederholen: *Im Dezember werde ich wieder tanzen. Im Dezember werde ich wieder tanzen.*

## Aus der Ferne

Am 21. Dezember, in der dunkelsten Nacht des Jahres, laufen Kari und ich fest untergehakt durch die Pearl Street in Boulder. Es ist das erste Mal seit meiner Rückkehr aus Italien im August, dass ich ausgehe.

Als uns drei Studenten mit unter dem Hintern festgezurrtten Hosen und seitwärts aufgesetzten Basecaps begegnen, stupst Kari mich verschwörerisch an: »Da hast du ein paar ›Prachtexemplare!«

Wegen des starken Windes beuge ich mich noch näher zu ihr und frage grinsend: »Was hältst du davon, wenn ich in meiner Zeitungsannonce schreibe: ›Bitte ignoriere meinen von Sepsis ruinierten Körper?«

»Eingängig, aber eine Annonce? Verabredungen sind doch noch tabu.«

Ich kenne Kari aus der Selbsthilfegruppe. Die Leiterin hat uns ermutigt, auszugehen und uns zu amüsieren, uns aber noch nicht mit Männern zu verabreden.

Wir stehen Arm in Arm in der Eiseskälte am Ende der Fußgängerzone und warten darauf, dass die Ampel grün wird. Ein bitterkalter Wind fegt mir die Kapuze des weißen Mantels vom Kopf. In diesem Modell von Victoria's Secret komme ich mir normalerweise jung und sexy vor, aber heute Abend versagt sein Zauber. Ich bin nervös und fühle mich schwach.

»Können wir nicht einfach nach Mexiko ziehen?«, frage ich und halte meine Kapuze fest, als eine weitere eisige Böe durch die nahezu menschenleere Straße fegt.

»Ja klar! Wo bitte geht's zum Strand?« Karis Stimme dringt durch das hellbraune Haar, das der Wind ihr ins Gesicht weht.

Wir gehen an geschlossenen Geschäften vorbei und nähern uns einem Restaurant, aus dem temperamentvolle Musik dringt. »Hey, das ist Salsa!«, rufe ich, um den Wind zu übertönen. »Das ist fast so gut wie Mexiko!«

Am Eingang zögern wir kurz. Kari schaut mich fragend an.

In der offenen Tür steht ein Latino im schwarzen Ledermantel: »Macht zwei Dollar Eintritt.«

Ich zucke zustimmend mit den Schultern, Kari nickt, wir zahlen und gehen rein. Tische und Stühle sind in einer Ecke zusammengeschoben, und es spielt eine Band. Trotz der freundlichen Atmosphäre weiß ich, dass uns die gleichen Ängste quälen: Dass der Versuch, auszugehen und uns zu amüsieren, scheitern und sich die Gefühle von Trauer und Einsamkeit verstärken könnten.

Ich tanze mit einem Mann aus El Salvador, der mir gerade bis zur Brust reicht. Kari tanzt mit einem blassen, schlaksigen Kerl mit steifen Hüften. Die fröhliche, lebhaftere Musik entlockt mir ein Lächeln, aber nach zwei Liedern lasse ich mich auf einen Barhocker fallen und bestelle ein Wasser.

Kari setzt sich zu mir.

»Tut mir leid, Kari. Ich bin total erschöpft.«

»Das ist schon in Ordnung. Wir können gern gehen.«

Eng aneinandergedrängt laufen wir mit klappernden Zähnen durch die dunkle Straße.

Ich drücke mich in den Autositz und ziehe den Mantel fest um mich. »Ich vermisse mein inneres Leuchten«, sage ich, als Kari den Wagen anlässt. »Ich will es wiederhaben.«

»Ist das so ähnlich, wie seinen Groove zurückzubekommen?«

»Ja. Weißt du, wann ich es zuletzt gespürt habe?« Ich höre den erwartungsvollen Anstieg in meiner Stimme. »In Playa del Carmen, als Italien Weltmeister wurde und ich auf der Dachterrasse einer Bar mit einer Freundin Mojitos trank. Wir sahen hinunter auf die Straßen, wo die Italiener ihre hellblauen T-Shirts schwenkten und *Viva Italia!* skandierten. Ihre Begeisterung war so ansteckend, dass ich mein Top ausgezogen habe!«

»Wow! Das ist ganz anders als ...«

»Als ich jetzt bin? Ich weiß.« Ich beuge mich vor und halte die kalten Hände an die Lüftungsschlitze, um sie zu wärmen. »Das ist jetzt über zwei Jahre her. Ich habe mich seitdem nie wieder so gefühlt.«

»Ich weiß, was du meinst.«

»Als ich im Sommer nach Italien flog, dachte ich, ich würde dort mein inneres Leuchten wiederfinden.«

»Stattdessen bist du im Krankenhaus gelandet.«

»Genau – und von dem Leuchten keine Spur.« Ich erschauere, aber nicht vor Kälte. Es ist ein Schauer der Erkenntnis. »Es ist viel mehr als das, Kari.« Ich sehe sie an und spüre ein Knistern wie kurz vor dem Start eines Feuerwerkskörpers. »Als ich die Welt liebte und umgekehrt, da hatte ich dieses Leuchten.«

Kari wirft mir einen fragenden Blick zu. »Was genau meinst du damit?«

»Na ja ...« Ich halte inne und versuche, mich an das Gefühl zu erinnern. »Es gab Momente, in denen ich den Sinn meines Lebens deutlich spüren konnte. Mein Herz war wie ein Luftballon an einer Schnur. Es war, als hielte ich die Schnur in der Hand, und mein Herz würde vor mir herschweben und all die wunderbaren Dinge sehen, die auf mich warteten, und mich hinterherziehen. Ich stürzte mich hinein. Ich zögerte nicht, sah mich nicht um.«

»Ich glaube, so habe ich mich noch nie gefühlt. Es lohnt ganz bestimmt, dir dieses Gefühl zurückzuholen.« Kari schweigt und runzelt die Stirn. »Warum trauern wir überhaupt, wenn wir in unseren Ehen doch eh nicht glücklich waren?«

»Weil auch der Traum geplatzt ist.«

»Stimmt«, seufzt Kari. »Ich muss die Vorstellung von ihm, von uns loslassen.«

»Loslassen kann man nicht über Nacht«, erwidere ich und richte den Blick auf die dunklen Felder, die sich von der Baseline Road waagrecht in die Ferne erstrecken. Ich habe Darrell kurz nach meinem dreißigsten Geburtstag kennengelernt, und wir haben uns bald nach meinem vierzigsten Geburtstag getrennt. Die Beziehung zu ihm hat ein ganzes Jahrzehnt bestimmt, und ich verstehe plötz-

lich, dass der Verlust dieser Beziehung, die mich zehn Jahre lang definiert hat, stärkere Auswirkungen hat als der Verlust seiner Person.

Zu Kari sage ich: »Frauen definieren sich seit Jahrhunderten in erster Linie über die Ehe. Selbst wenn ich beschließe, nicht mehr zu heiraten, fühle ich mich ohne dieses Element orientierungslos.«

»Als würdest du ziellos in einem Boot umhertreiben!«, lacht Kari.

Ihr Gelächter macht mir Mut, und auch ich bringe ein leises Lachen zustande. »Mein Boot ist verschwunden!«

»Weißt du, was ich gemacht habe?« Kari sieht mich mit Verschwörerminne an. »Ich habe mir ihm zuliebe die Brüste vergrößern lassen!«

»Oh, Kari!«

»Ich weiß. Verrückt, oder?«

»Weißt du, wenn ich wirklich auf meine Seele gehört hätte, hätte ich gewusst, dass Darrell nicht der Richtige ist. Aber ich habe weitergekämpft, habe mich leichtfertig von meinem Kopf leiten lassen.«

»Deine Seele? Ich habe auch nicht an meine Seele gedacht!«

»Einmal schon«, sage ich leise. »Es war an einem Morgen zwischen unserer Verlobung und unserer Hochzeit. Morgens bin ich immer emotionaler. Da hatte ich einen Mini-Nervenzusammenbruch. Ich weinte und sagte zu ihm: ›Ich muss wissen, dass du meine Seele liebst!««

»Oh!«

»Er hat es wohl für einen dieser unverständlichen weiblichen Ausbrüche gehalten, die man als Mann eben ertragen muss.«

»Sei nicht so hart zu dir. Viele Menschen heiraten, ohne eine seelische Verbundenheit zu spüren.«

Am liebsten würde ich das Mitgefühl in Karis grünen Augen wie eine Wärmflasche an die Brust drücken.

»Mein Ex setzt alle Hebel in Bewegung, um Amber und mich nicht unterstützen zu müssen«, sagt Kari. »Sie ist erst acht. Es bricht mir das Herz.«

»Tut mir leid. Das ist echt übel.«

»Das ist es«, seufzt Kari. »Wenn bei der Scheidung wenigstens jeden Monat ein hübscher Batzen Geld rumkäme, würde das den Schlag etwas dämpfen. Du weißt schon, wenn wir einen Kurztrip nach Mexiko machen oder uns eine Massage leisten könnten ...«

»Wäre es ein wenig leichter.«

Kari trommelt aufs Lenkrad und schaut noch finsterer drein:  
»Wir müssen aus unseren verdammten Löchern kriechen.«

»Das werden wir«, sage ich betont fröhlich. Aber ich fürchte, diese Löcher sind tief. Die Erinnerung an mein inneres Leuchten hat mich aufgeheitert. Aber ich bin so weit davon entfernt, dass es mir vorkommt, als sei es jemand anderes gewesen.

## Die Botschaft

Am nächsten Tag übergebe ich mich in die Badewanne. Meine Hände umklammern den Wannenrand, und mein herabhängender Kopf kommt dem Erbrochenen gefährlich nahe, als mir Karis Worte wieder einfallen: *Wir müssen aus unseren verdammten Löchern kriechen.*

Ich spüle erst die Wanne, dann meinen Mund, dann sacke ich auf dem Badvorleger zusammen und lehne mich gegen die Wanne – zu schwach, um aufzustehen. Ich habe noch nie von erschöpfungsbedingtem Erbrechen gehört, aber ich weiß instinktiv, dass es das ist.

Mir fällt das Interview mit einer bekannten Schauspielerin ein, das ich am Tag zuvor in einer Zeitschrift gelesen habe. Sie sagte darin, eine Beziehung würde nur funktionieren, wenn man emotional und spirituell genährt werde. Als ich die Worte las, spürte ich das Loch in mir, und meine Gedanken begannen zu kreisen. Diese CD läuft ungefähr seit der Hochzeit in Dauerschleife und hat mir meine ganze Ehe lang zugesetzt. Wie gern würde ich sie abstellen.

Ich weiß nicht, wie ich mit alldem klarkommen soll: mit meinem außer Gefecht gesetzten Körper und meinem Herzen, das nicht mehr leuchtet. Ich bin zurück auf der Insel der Einsamkeit, die wie ein Rasiermesser an mir schabt.

Während des Krankenhausaufenthalts in Florenz haben meine beiden Freundinnen vor Ort getan, was sie konnten. Doch die Einsamkeit blieb, und wenn ich mit Darrell telefonierte, schabte sie noch heftiger an meinen Eingeweiden. Ich hatte gerade ein Jahr lang versucht, mich von ihm zu trennen, aber als ich halbtot im Krankenhaus lag, wollte ich einfach nur, dass er mein Mann war – so, wie ich es mir immer gewünscht hatte.

Mein schwacher, vom Schmerz zermürbter Geist klammerte sich an alles und konnte nicht verstehen, dass Darrell fort war. Dass er nicht mein Mann war. Dass er es nie wirklich gewesen war.

Bei seinen Anrufen im Krankenhaus erkundigte er sich pflichtschuldig nach meinem Befinden, und je nachdem, wie viel Energie ich hatte, erzählte ich ihm kurze Fetzen aus meinem Leben. Ich erzählte von den Rügen der Schwestern, weil ich schon wieder Kopfschmerzen hatte, und er murmelte, dass es hart sein müsse. Ich erzählte von den Auseinandersetzungen der Schwestern und Ärzte am Fuße meines Bettes, und er erwiderte, dass Italiener eben laut seien. Bei einem der Anrufe erzählte ich, dass der Chirurg endlich vorbeigekommen sei und mir mitgeteilt habe, ohne medizinische Hilfe hätte ich bei meiner Einlieferung noch eine halbe Stunde zu leben gehabt. Als ich die Worte hervorstieß, hielten meine Finger das kleine Mobiltelefon noch fester.

Ich klammerte mich an das Mitgefühl, das ich in seiner Stimme hören konnte, aber sie klang leise und weit entfernt, und die Wildnis in mir war weit. Ein Teil von mir wünschte sich, er wäre bei mir im Krankenhaus und hielt meine Hand. Doch ich musste unsere Beziehung loslassen, und als er nicht sagte, dass er kommen würde, wusste ich, dass es endgültig vorbei war.

Die Anrufe endeten stets damit, dass ich schluchzte und meine fünf Zimmergenossinnen ihre Klagen oder Gespräche unterbrachen und mich mit fragenden Blicken ansahen.

»*Mio marito*.« (Mein Mann.) Irgendwie schaffte ich es, die beiden Worte zu sagen, obwohl mir der körperliche Schmerz und die rasiermesserscharfe Einsamkeit den Atem raubten.

»*Ah, sì*«, sagten sie dann und nickten vielsagend.

Die Badewanne in meinem Rücken fühlt sich kalt an. Ich denke, ich sollte aufstehen und Ingwertee kochen, und bleibe doch auf dem Badvorleger sitzen. Vorsichtig untersuche ich die Narbe an meinem Bauch. Rechts und links davon sind jetzt Punkte, wo vorher Klammern waren. Nachdem ich aufgehört hatte, mir die Haare zu raufen, und wieder angefangen hatte, mich zu konzentrieren,

erkannte ich meinen Bauch nach der Operation auf den ersten Blick nicht wieder. Er war seltsam aufgebläht, und auf einer Seite lief eine Reihe von Klammern von unten nach oben wie bei einem Wesen, das Victor Frankenstein erschaffen hat.

Ein befreundeter Akupunkteur hat gesagt, bei einer Notoperation wie der meinen würden die Ärzte die Organe herausnehmen und auf ein Tablett legen. »Deshalb ist dein Körper so traumatisiert.«

Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber es ist eine furchtbare Vorstellung.

Der Chirurg hat mich angewiesen, den Bereich rund um die Narbe gründlich zu massieren, um das Narbengewebe aufzubrechen, doch es macht mich nervös, deshalb habe ich es bisher vermieden.

Unbeholfen drücke ich am Rand der Narbe herum, aber mein Kopf kann meine Finger nicht zwingen, sich tiefer ins Fleisch zu bohren. Es fühlt sich an, als würde ich in meinem Gefühlsleben herumwühlen.

Verbirgt sich in diesem Schlamassel eine Botschaft? Jahrelang – lange vor meiner Ehe – habe ich bei allen meinen Überlegungen, was mir das Universum wohl mitteilen will, insgeheim auf ein unübersehbares Zeichen gehofft, dass ich nach Italien ziehen soll. Auf ein Zeichen, das ich nicht ignorieren kann – wie Kaiser Konstantin, als er das Kreuzzeichen am Himmel sah.

Erneut werde ich von einer Welle der Übelkeit erfasst. Ich befehle mir *zu atmen* und schließe die Augen. Und ausgerechnet an diesem dunklen Dezembertag tut sich vor meinem geistigen Auge ein Stück strahlend blauer Himmel auf, und wie von einem Flugzeug gezogen gleitet ein Banner mit folgender Botschaft durch das Blau: *Wandere durch Italien.*

*Ja*, denke ich, *das ist es*. Es wird eine Art Wallfahrt sein; eine Gelegenheit, mein inneres Leuchten wiederzufinden. Es wird ein Opfer sein, was die Italiener *un voto* nennen. Mein Körper mag zu schwach sein zum Tanzen, aber ich kann immer noch laufen. Ich werde Italien durchwandern, von einer Küste zur anderen.

Ich könnte an der toskanischen Küste losmarschieren und an der schmalsten Stelle Italiens durch die Toskana und die Marken ost-